

BIBELTEXT DES MONATS

Das Gleichnis vom Senfkorn

Er aber sprach: Wem gleicht das Reich Gottes, und womit soll ich's vergleichen? Es gleicht einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und in seinem Garten säte; und es wuchs und wurde ein Baum und die Vögel des Himmels wohnten in seinen Zweigen. (Lukas-Evangelium 13, 18-19)

Anschaulich und sanft – so wirken diese Worte des Jesus von Nazareth auf uns. Verglichen mit den Bildern des Alten Testaments, in denen Gottes Herrschaft unter Blitz und Donner auf einschüchternde Art und Weise angekündigt und ein bestimmtes Verhalten des Bundesvolkes eingefordert wird, kommt hier ein anderes, friedliches Bild vom Wachsen des Gottesreiches zum Ausdruck.

Wir begreifen fast instinktiv, dass Jesus unsere eigene innere Befindlichkeit meint. Lass das Eingreifen um jeden Preis, komm zur Ruhe, lass die Botschaft des Heils allmählich in dir wachsen, so wie das Senfkorn auch ohne großes Zutun wächst – dies scheint Jesus uns zuzurufen. Ruhig warten und zuschauen, wie die Saat wächst, statt unruhig und drängend – gewissermaßen jätend und pflügend – nachzuhelfen und die eigene Aktivität zum Maßstab zu machen – das könnte seine Botschaft bedeuten.

Ein beruhigendes Wort, das uns Anlass geben sollte, innezuhalten und darüber nachzudenken, wie wir uns verhalten. Sind wir nicht auch allzu oft ungeduldig und mit fertigen Urteilen über unsere Umwelt, insbesondere über andere, bei der Hand? Können wir überhaupt noch ruhig zuschauen und vor allem zuhören? Meinen wir nicht häufig, dass der Erfolg allein von uns, von unserem aktiven Eingreifen abhängt? Jesus will uns begreiflich machen, dass wir darauf vertrauen können, dass die Saat Gottes schon in uns gesät ist und dass wir ihr Gelegenheit geben sollten, von selber in uns zu wachsen.

Und ein zweites Bild verbindet sich mit dem Gleichnis vom Senfkorn: Nicht die Größe ist entscheidend, sondern die Fähigkeit, zu wachsen und anderen eine Heimat zu bieten. Die Jüngerschar Jesu und die ersten Christengemeinden waren dafür das beste Beispiel. Passt dieses Bild aber nicht auch in erstaunlicher Weise auf unsere kleine Tempelgemeinde? Damit soll nicht gesagt werden, dass sie je zu einem stattlichen Baum heranreifen wird, der andere überragt, aber es gibt auch keinen Anlass, mutlos zu werden.

Gottes Reich steckt in jedem von uns, das Saatkorn ist schon in den Acker gelegt, wir müssen nur ein wenig nach innen horchen und seinen Reifeprozess zulassen. Vielleicht müssen wir noch ein ganz klein wenig »düngen und gießen«, zum Beispiel anderen zuhören und mit ihnen darüber reden, was wir gemeinsam zum Wachstum des Baumes beitragen können und wie wir auch anderen zur Heimat werden können, dann wird Gott seinen Teil zum Wachstum schon beitragen.

Jörg Klingbeil

»Suchet der Stadt Bestes!«

Worte der Feindesliebe, damit Frieden werden kann

Alle vorexilischen Propheten haben *ein* großes Thema: das drohende Strafgericht Gottes, Strafe für den Ungehorsam von Königen und Volk. Das gilt im besonderen für Jeremia: er wirkte in Jerusalem während der letzten Jahrzehnte vor dem endgültigen Untergang, er erlebte die wachsende Übermacht Babylons, die verzweifelten Versuche der letzten Könige, sich dagegen zu wehren, die erste Eroberung Jerusalems 591, die erste Verschleppung und nur vier Jahre später die Zerstörung Jerusalems und die große Deportation.

Er hat die Zerstörung vorausgesehen, in immer neuen Visionen. Immer wieder heißt es: »Ich schaute das Land, und es war wüst und öde«, »Ich sah, und siehe, da war kein Mensch«, »Und siehe, das Fruchmland war eine Wüste, und alle Städte waren zerstört vor dem Herrn«. Wir würden sagen, dass jemand, der weitblickend und mächtig genug war, der Realität ins Gesicht zu sehen, damals sehr wohl voraussehen

konnte, dass es so kommen würde, so kommen musste. Aber Jeremia überlegte nicht so rational. Er sah, was *Gott* ihm zeigte, und er hatte den Auftrag, es zu verkünden. Immer wieder war er verzweifelt, begehrte auf gegen diesen Auftrag, Unheil zu verkünden – aber der Auftrag, Gottes Auftrag, ließ ihn nicht los.

Die meisten Juden damals glaubten Jeremia nicht. Die erste Eroberung Jerusalems 591 und die erste Verschleppung hätte eigentlich eine Bestätigung seiner Warnungen sein müssen. Aber sie wurde von den meisten genau umgekehrt interpretiert: Jerusalem war schließlich nicht zerstört worden, das Babylonierheer, wenn auch mit Tributen und Exilanten, wieder abgezogen – das galt ihnen als Bestätigung ihres Glaubens, dass der Herr seine Stadt und seinen Tempel nicht seinen Feinden überlassen würde – ein Glaube, der wohl durch die wunderbare Errettung Jerusalems hundert Jahre früher

zur unerschütterlichen Gewissheit geworden war.

In diese Situation hinein gehört ein Brief Jeremias (Jer 29,4ff.), der an die Angehörigen der Oberschicht gerichtet ist, die schon nach der ersten Eroberung nach Babylon deportiert worden waren, und in dem es an einer Stelle um die Warnung vor falschen Propheten und Wahrsagern geht. Diese Warnung bezieht sich ganz konkret auf die Hof- und Tempelpropheten. Jeremia wirft ihnen vor, sie prophezeiten – offenbar unisono –, dass Gott sein Volk und seinen Tempel nicht im Stich lassen, dass er Babylon zerstören würde. Sie stürzten das Volk damit ins Verderben, weil sie es in falscher Sicherheit wiegten.

Diese Warnung, in einer konkreten Situation, vor konkreten falschen Träumen, hat auch eine allgemeine Bedeutung, die heute so aktuell ist wie damals. Ich glaube nicht, dass diese falschen Propheten allesamt Lügner waren. Sie glaubten an ihre Träume und ihren göttlichen Ursprung. Und die Juden, die ihnen glaubten, waren nicht allesamt Dummköpfe. Aber es ist, in allen Situationen und zu allen Zeiten, viel einfacher, das zu glauben, was man glauben *möchte*, als einer unbequemen Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Hier ein Beispiel, das uns alle betrifft: Vor ein paar Wochen wurde das Fazit eines internationalen Kongresses von Klimatologen und Meteorologen bekannt gegeben, dass die Erde beziehungsweise die Atmosphäre sich in

den letzten 50 Jahren um 1,5 Grad erwärmt hat – schneller als in irgendeinem anderen bisher bekannten Zeitraum – und dass dieser Prozess sich weiter beschleunigen wird, wenn der Kohlendioxid-Ausstoß – praktisch: der Energieverbrauch – nicht massiv zurückgefahren wird. Alle bisherigen Bemühungen haben nur eine Verlangsamung des Anstiegs gebracht. Folgen: Klimaveränderungen, allmähliches Abschmelzen der polaren Eiskappen, Ansteigen des Pegels der Ozeane.

Diese Entwicklung ist seit den siebziger Jahren bekannt, die Zahlen, mit denen die Voraussagen erklärt und untermauert werden, werden jetzt aber immer präziser und bedrohlicher. Soweit wir die Berichte überhaupt zur Kenntnis nehmen, glauben wir ihnen in einer rationalen Schicht unseres Bewusstseins. Gleichzeitig aber fahren wir weiter Auto und schimpfen auf die Erhöhung der Mineralölsteuer (die um ein Mehrfaches höher sein müsste, um den Verbrauch wirklich zu drosseln). Insofern verhalten wir uns genauso wie die Mitbürger Jeremias: wir verdrängen die unangenehme Realität und vertrauen darauf, dass zwar nicht ein Wunder, aber eine noch nicht vorhersehbare Entwicklung uns vor dem Schlimmsten bewahren werde.

Auch im ersten Teil von Jeremias Brief geht es um das Annehmen vor Realität: »Baut Häuser, legt Gärten an, zeugt Söhne und Töchter, damit ihr nicht weniger werdet!« Anders ausgedrückt: Trauert nicht dem Vergange-

nen nach, betrügt euch nicht mit Träumen der Zukunft, sondern nehmt die Gegenwart, wie sie ist, und macht das Beste daraus. Zumindest lesen wir das auf den ersten Blick heraus, weil es uns vernünftig scheint, weil es ein Rat ist, den man manchen heutigen Flüchtlingen geben wollte, von den einstigen deutschen Vertriebenen (die ihn weitgehend befolgt haben) bis zu den Palästinensern.

Jeremia meint aber nicht das, was wir als das Vernünftige für Vertriebene ansehen. Er rät ihnen nur, in der Verbannung einstweilen – wie lange das Einstweilen auch dauern sollte – ein normales Leben zu führen. Das zeigt im Übrigen, dass es möglich war. Offenbar bezweckten die Babylonier mit der Wegführung nicht eine Vernichtung der Gruppe, sondern einerseits Abschreckung für die Zurückgebliebenen und andererseits, dass diese Gruppe, die ja einen Teil der Oberschicht darstellte, nicht zum Kern eines neuen Aufstands werden konnte. In Babylon konnten sie in geschlossenen Siedlungen ihr eigenes Leben führen, ihre eigene Religion leben – das gilt auch für die nach der Zerstörung Jerusalems Deportierten.

Einige oder viele von ihnen haben das getan und sind damit dem göttlich legitimierten Rat Jeremias gefolgt. Das wird daran deutlich, dass, als der persische Herrscher Kyros die Macht in Babylon und Palästina übernommen hatte und 539 den Juden die Rückkehr erlaubte, durchaus nicht alle von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht haben.

Trotzdem: für viele gerade der Frommen unter den Verschleppten dürfte diese Weisung ein Ärgernis gewesen sein. Und noch mehr der Satz, den Jeremia an das Ende der Weisung stellt und dem er damit besonderes Gewicht gibt: »Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn ihr's wohl geht, so geht's auch euch wohl.«

Was will er damit sagen? Es könnte ein ganz banaler Rat für die Zeit des Exils sein. Ich glaube aber nicht, dass es so gemeint ist. Das Wort könnte im Zusammenhang stehen mit der Auffassung, dass Babylon nicht schuld ist am Elend Israels: schuld ist der Ungehorsam des Volkes, und Babylon ist nur der Arm, dessen sich Gott bedient, um Israel zu strafen. Aber dort, wo Jeremia das ausspricht, folgt unmittelbar, dass Babylon mehr Grausamkeit angewendet habe als notwendig, dass es seinen Auftrag überschritten habe und dafür seinerseits von Gott bestraft werden würde. Und auf den Brief an die Deportierten folgen im Buch Jeremia ganze Kapitel von Gerichtsworten gegen fremde Völker, in denen alles erdenklich Böse herab beschworen wird auf alle, die Israel Leid angetan haben, und Babylon nimmt darin einen herausragenden Platz ein.

Die Stelle »Suchet der Stadt Bestes!« steht also quer zu dem Rausch von Verheißung und Vergeltung, von dem wir kaum mehr glauben können, dass er auf Gottes Wort beruht. Und gerade

deshalb ist sie wichtig, denn sie geht uns ganz direkt an. Sie trifft in eine Situation, die heute so aktuell ist wie damals. Es geht nicht um Nächstenliebe allgemein. Es geht um all die Situationen, in denen um vermeintlich höherer Ziele willen für das Volk, für die Religion, für die Freiheit oder die Gerechtigkeit Hass gepredigt und praktiziert wird, nicht nur mit gutem Gewissen, sondern im Gefühl, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Mohammed Atta, der Anführer der Attentäter vom 11. September, gab kurz vor der Ausführung seinen Männern ein Schreiben, das zur einen Hälfte letzte praktische Hinweise enthält, zur anderen sich liest wie eine Anweisung zu einer Meditation oder zum Vollzug einer heiligen Handlung: »Reinigt euch äußerlich und innerlich, macht euch leer von allem irdischen Begehren, betet zu Allah ...« Das ist einerseits die höchste Form religiöser Hingabe, sich in einer Tat eins zu fühlen mit dem Willen Allahs und dafür sein Leben hinzugeben. Und gleichzeitig ist es die Anleitung zum tausendfachen Mord.

Im Prinzip gleich, wenn auch in vergrößerter Form, dürfte die Haltung anderer Selbstmordattentäter sein. Und in nochmals vergrößerter Form fand und findet sie sich bei Serben und Hindus und Moslems, bei Kreuzfahrern und manchen einstigen jungen Nazis – und bei den Juden um 590 in Babylon, nur – und das ist allerdings ein wichtiger Unterschied –, dass sie bei ihnen nicht auf Mord zielte, sondern auf das

begeisterte, verbissene Festhalten des Traums von der Rückkehr und der neuen Herrlichkeit Israels.

Gegen all diesen religiösen und quasi-religiösen Rausch steht das Wort Jeremias, das ja als Wort Gottes daherkommt: »Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen«, betet für die, die ihr gelernt habt als das Böse und als eure Feinde anzusehen!

Es ist die einzige mir bekannte Stelle im Alten Testament, die eine solche Haltung heiliger Nüchternheit ausdrückt. Und sie scheint mir sehr viel mehr Gottes Wort zu sein als die Verwünschungen und Verheißungen, die sich fast alle nicht erfüllt haben: es gab zwar eine Rückkehr, aber sie brachte nicht die Gottesherrschaft; Babylon wurde zwar bald darauf von Kyros erobert, aber er war weiser als die Propheten und zerstörte die Stadt nicht.

»... denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl«. Das stimmt zwar nicht immer, aber es ist sehr viel näher an der Realität als die Verheißungen eines Gerichts über die Völker als Weg zur Gottesherrschaft. Denn die Voraussetzung für Wohl ist Frieden. Krieg schadet immer beiden Kontrahenten, gleichgültig, wer Recht oder mehr Recht hat. Und die Voraussetzung für Frieden ist, dass man bereit ist, das Wohlergehen des anderen mit zu bedenken: nicht alles, was er *will*, aber das, was er *braucht*, sein Recht, nicht nur das eigene.

Das deutlichste, aktuellste, aber auch schrecklichste Beispiel ist das,

was zur Zeit, Tag für Tag, in Palästina geschieht. Beide Seiten haben Recht: die Palästinenser, wenn sie sagen, dass die Gründung des Staates Israel auf ihrem Boden ein Unrecht gegen sie sei; und die Israelis, wenn sie sich auf das Recht berufen, dafür zu sorgen, dass sie in ihrem Staat sicher leben können – und das wiegt umso schwerer, als dieser Staat ja gegründet und von der ganzen Welt anerkannt wurde, damit die Juden nach tausend Jahren der Verfolgung einen solchen Ort der Sicherheit hätten.

Aber das Einfordern der Gerechtigkeit – der jeweils eigenen – bringt nichts; es verdeckt nur, was eigentlich klar vor Augen liegt: dass beide, wenn sie nicht innehalten, nicht nur den anderen ruinieren, sondern jeder auch

sich selbst: seine wirtschaftlichen Lebensgrundlagen, sein Ansehen in der Welt und, vielleicht am schlimmsten, seine moralische Integrität.

Ich habe vorher gesagt, es gehe nicht um *Nächstenliebe*. Es geht um *Feindesliebe* – nicht als Gefühl, sondern als Achtung vor dem Wohlergehen, dem Recht des anderen, als Bereitschaft zum Verzicht, damit Frieden werden kann. Das ist nicht ganz die Feindesliebe, die Jesus gemeint hat, wenn er sagte: »Bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen!« Aber oft ist diese banalere, nüchterne Form des Ausgleichs, der durchaus zugleich dem eigenen Wohl dient, ebenso wichtig.

Brigitte Hoffmann, in einem Saal-Vortrag in der Tempelgemeinde Stuttgart am 14. April 2002

Templer-Alten- und Pflegeheim wird erweitert

Ein Aufruf zu finanzieller Mithilfe

Das Alten- und Pflegeheim der Templer in Bayswater (TTHA) tritt derzeit in eine neue Phase der Entwicklung ein. Die bisherigen Räumlichkeiten werden um 34 Einzelzimmer in einem mehrstöckigen Anbau, dem »Otto-Löbert-Heim«, erweitert. Damit wird es möglich sein, die in beengten Verhältnissen (zum Teil in 3- bis 4-Bettzimmern) untergebrachten Bewohner in Zukunft besser versorgen zu können. Zusätzlich werden die Pflegeeinrichtungen verbessert, ganz besonders was die Demenz-Pflege anbetrifft. Außerdem kann die bisherige Warte-Liste abgebaut werden.

Das Ziel soll sein, dass kein Antrag auf Einzug ins Heim wegen fehlender Plätze abgewiesen zu werden braucht. Die Lage und Größe des Anbaus ist aus der Skizze auf Seite 110 zu ersehen.

Das ganz auf Deutschsprachigkeit ausgerichtete Heim erfreut sich seit langem allgemeiner Beliebtheit. Ich konnte bei meinem Besuch im März/April hören, wie mancher Bewohner seine Zufriedenheit mit der Unterbringung in lobenden Worten äußerte. Es wird den Bewohner ein reichhaltiges Tagesprogramm an Aktivitäten angeboten; eine ganze Reihe von Gemeinde-

angehörigen versieht freiwillige Dienstleistungen. Durch die Nähe zum Gemeindehaus ist es für die Bewohner möglich, auch am sonstigen Gemeindeleben teilzunehmen.

Die von staatlicher Seite beauftragten Prüfbeamten haben bei einer Inspektion im Oktober 2000 dem Heim ein gutes und positives Attest ausgestellt. Die australische Regierung fordert von den Heimen der Altenpflege die Einhaltung eines hohen Standards, sonst werden die staatlichen Zuschüsse gestrichen. In der Verwaltung unseres Heims sorgt der Geschäftsführer Dr. Martin Schreiber für die Einhaltung dieses Standards. Er wird von allen Seiten als ein fähiger, umsichtiger und verantwortungsbewusster Verwaltungsfachmann bezeichnet. Ich habe ihn als einen kontaktfreudigen und offenen Gesprächspartner kennen gelernt. Ein Verwaltungsrat kontrolliert die Arbeit der Geschäftsführung.

Auf die Temple Society Australia – und auch auf die Australian German Welfare Society (AGWS) als der zweiten Trägerorganisation des Heims – kommen hohe finanzielle Lasten zu. Der Neubau wird rund 6 Millionen Australische Dollar verschlingen. Finanziert wird das Vorhaben durch einen Entwicklungs-Fonds (Development Fund), dem TSA und AGWS Darlehen zur Verfügung stellen. Die Rückzahlung erfolgt durch jährlich stufenweise erfolgende Abwertung von Bewohner-Einzugs-Darlehen (»Bonds«). Außerdem tragen viele Bewohner des Heims zu den Baukos-

ten noch dadurch bei, dass sie zusätzliche zinsgünstige und zinsfreie Darlehen geben, die – wie beim Tagesgeldkonto – jederzeit ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist wieder zurückgefordert werden können.

Die sofortige Kündbarkeit dieser Darlehen erfordert einen Sicherheitsspielraum bei diesem »Development Fund«. Die Direktoren der Zentralkasse, der Finanzinstitution der TSA, rufen daher zu weiteren Darlehens- (oder Spenden)-Zahlungen auf. Auch die Mitglieder und Freunde der TGD können zur Absicherung dieses großen Bauprojektes beitragen. Wer eine Summe von einigen tausend EURO für eine gewisse Zeit entbehren kann, wird gebeten zu prüfen, ob er diese statt bei einer Bank beim »Development Fund« in Bayswater zu einem Niedrig-Zinssatz oder zu einem Null-Zins anlegen könnte. Nachdem wir hier für täglich kündbares Geld ohnehin nur niedrige Zinsen erhalten, wäre das Opfer bei einer Null-Verzinsung nicht allzu groß.

Wer diesem Aufruf folgen möchte, sollte sich mit dem Geschäftsführer der TTHA (Tabulam and Templar Homes for the Aged), Dr. Martin Schreiber, wegen weiterer Einzelheiten der Einzahlung direkt in Verbindung setzen. Seine Anschrift lautet:

41 Elizabeth Str., Bayswater 3153,
Victoria, Australien,

Telefon: 0061-3-97203711,

Telefax: 0061-3-97203256,

E-mail: tabulam@hard.net.au

Peter Lange, Tempelvorsteher

Leserecho

Zum Beitrag »Pfingsterfahrung« von Ulrich von Hasselbach, »Warte des Tempels« Mai 2002

Zu diesem Beitrag möchte ich noch Folgendes als meine Gedanken ergänzen. Gott hat dem Menschen schon als er ihn schuf seinen Geist eingeblasen. In der Schöpfungsgeschichte heißt es, dass Gott, nachdem er den Menschen aus Lehm geformt hatte, ihm Leben einhauchte. Ich glaube, damit ist gemeint, dass er dem Menschen, als dieser begann, sich zum Menschen zu entwickeln und aufrechten Gang, Sprache und Denkvermögen gewann, auch seinen Geist gab.

Ich nehme Anstoß an der Behauptung, erst Jesus habe uns Gottes Geist gegeben. Wollte die Kirche die Menschen damit fesseln? Gottes Geist unterscheidet sich nicht vom Geist, den der Mensch schon seit seiner frühesten Entwicklung besitzt. Er kann seinen Geist zu Gutem oder Bösem nützen.

Die Jünger Jesu mussten sich nach dem Schock der Kreuzigung erst erholen und gingen natürlicherweise in ihre Heimat. Jerusalem als Großstadt war ihnen fremd und ein Greuel. Zuhause fühlte man sich am sichersten und wohlsten. Erst nachdem sie sich gefasst hatten, verstanden sie die Größe des Auftrages ihres Meisters. Die Wichtigkeit dieses Auftrags gab ihnen den Mut, sich in seinem Namen zu betätigen.

Es erscheint mir, dass die meisten Menschen, die sich mit Religion befassen,

ihr politisches Wissen vernachlässigen, wie die meisten Menschen Religion, Politik und den Alltag nicht verquickt haben wollen. Das ist Vogel-Strauß-Politik. Das Leben schließt alles ein. Deshalb ist es wichtig, auch in diesen Dingen bewandert zu sein und nicht nur nachzuschwätzen, was die »gekauften« Medien uns erzählen.

Zu diesem Allgemeinwissen gehört die »Kraft des Geistes«. Hier zeigt sich der »Geist Gottes« stärker als bei den meisten. Diese zu überzeugen und den Glauben selbst nicht zu verlieren, das braucht den Geist Gottes.

Kurt Beilharz, Bayswater

Anm.d.Red.: Ich denke nicht, dass es die Einstellung von Dr. Ulrich von Hasselbach war, »erst Jesus habe uns Gottes Geist gegeben«. Das geht auch aus seiner Betrachtung an einer Stelle ganz deutlich hervor, wo er sagt: »Gottes Geist war immer und wird immer sein«. Allerdings will er uns klar machen, dass Jesus von Nazareth diesen Geist ganz besonders gespürt und in seinem Leben hat wirksam werden lassen. *Durch Jesus* sind an Pfingsten seine Anhänger dieses göttlichen Geistes »gewahr« geworden und haben Großes bewirkt. Bildhaft wird das dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Geist plötzlich über sie gekommen sei und sie in ihrem Wesen verwandelt habe.

Große Wanderausstellung in Haifa eröffnet

»Der friedliche Kreuzzug« – Der deutsche Beitrag zum Wiederaufbau Palästinas im 19. Jahrhundert

Unter das Motto des »friedlichen Kreuzzugs« haben das »Gottlieb-Schumacher-Institut zur Erforschung des christlichen Beitrags zum Wiederaufbau Palästinas im 19. Jahrhundert« der Universität Haifa und das »Institut für Jüdische Studien der Universität Basel« die Wanderausstellung gestellt, die am 17. Juni im Stadt-Museum Haifas, dem restaurierten ehemaligen Gemeindehaus der Templer, eröffnet worden ist. Einen besseren Rahmen hätte man nicht finden können.

Beide Institute haben unter der gemeinsamen Leitung von Prof. Dr. Alex Carmel und Prof. Dr. Ekkehard Stegemann die auf historischem Hintergrund basierende Ausstellung erarbeitet: Von den ca. 5 000 europäischen christlichen Frauen und Männern, die im Heiligen Land am Vorabend des Ersten Weltkriegs lebten und wirkten, war über die Hälfte deutscher Herkunft. Ihr Anteil am Wiederaufbau war entsprechend bedeutsam. Ziel der Ausstellung ist es, diesen Beitrag in seiner Vielfältigkeit bewusst zu machen und anschaulich zu präsentieren.

Am Anfang des damals als »friedlichen Kreuzzug« bezeichneten Prozesses standen Ideen aus protestantischen Kreisen, hauptsächlich aus England und Deutschland, die im Heiligen Land zunächst durch den Bau der ersten modernen Schulen, Krankenhäuser

und anderer sozialer Einrichtungen überall sichtbaren Ausdruck fanden, nicht zuletzt durch die Pionierarbeit der »württembergischen Templer« beim Bau ihrer landwirtschaftlichen »Kolonien«.

Die katholische und die orthodoxe Kirche sahen sich herausgefordert, mit ähnlichen Maßnahmen in Palästina Präsenz zu zeigen.

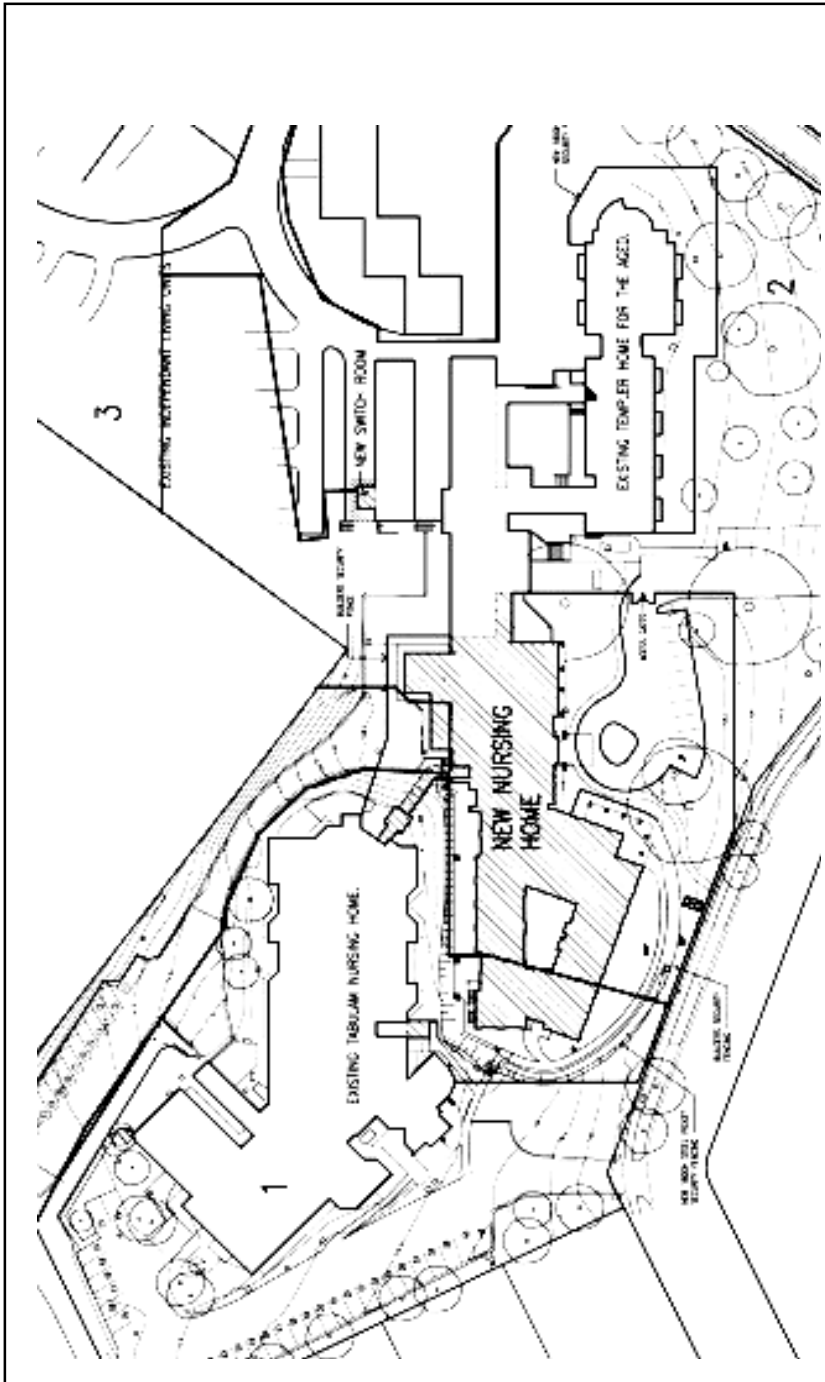
Um von den bereits fest gefügten christlichen Institutionen unabhängig zu sein, unternahm die jüdische Diaspora verstärkte Anstrengungen durch Förderung jüdischer Bildungs- und Sozialeinrichtungen.

Dieses Zusammenspiel aller hier einmal aufzuzeigen, ist den »Machern« der Ausstellung gut gelungen.

Die Wanderausstellung wird auch nach Stuttgart kommen und später dann in Zürich und Wien zu sehen sein. In Deutschland wird sie von Bundespräsident Johannes Rau eröffnet werden. Die genauen Zeitpunkte werden wir rechtzeitig bekannt geben. Wir wünschen der Ausstellung einen guten Erfolg.

Brigitte Kneher

(Die Ausstellung wurde eröffnet durch den Generaldirektor der Museen Haifas, den Botschafter der Bundesrepublik Deutschland sowie durch Prof. Dr. Ekkehard Stegemann und Prof. Dr. Dr.h.c. Alex Carmel; Moderator war Dr. Yaron Perry)



Lageplan des Erweiterungsbaus »Otto-Löbert-Heim« in Bayswater (schraffiert dargestellt) (siehe Seite 106)
Nr. 1 = bisheriges Pflegeheim, Nr. 2 = bisheriges Altenheim, Nr. 3 = Altenwohnungen (Units)